

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934**

2.9.1934 (No. 35)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 35



2. Septbr. 1934

## Heinrich Berl / Goethes mißglückte Badereise Marianne von Willemer in Baden-Baden

### Goethe macht politische Badekuren

Goethe teilte mit den Fürsten die Vorliebe für Bäder. Er war Geheimrat und Minister eines Staates. In seinem Herzen mag er die Bäder als Dichter ausgesucht haben, in der äußeren Form waren es vielfach politische Dinge, die ihn bestimmten. Natürlich brauchte er sie auch zur Erholung. Aber das war ja auch bei den Fürsten der Fall.

Der Dichter war nicht weniger als zwölfmal in Karlsbad, dreimal in Marienbad, ferner in Teplitz, Wiesbaden, Pyrmont, Eger, Tennstedt, Lauchstädt, Verfa usw. Warum er nicht nach Baden-Baden gekommen ist, werden wir gleich erfahren.

Der Vorrang, den er Karlsbad gewährt, ist nicht zufällig und hängt keineswegs mit seinem Leiden zusammen: Karlsbad war zu seiner Zeit im Osten das, was Baden-Baden im Westen war — ein Fürstenbad.

Der Karlsbader Gedichte-Kreis aus den Jahren 1810—12, der den Titel: „Im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad“ trägt, erscheint uns in seiner Form höflich, ist aber doch in seinem Inhalt teilweise sehr politisch. Sie sind an die Kaiserin Maria Ludovika von Oesterreich und an den Kaiser Franz gerichtet. Das bedeutendste ist jedoch das Letzte, das an die Tochter Maria Luise gerichtet ist, die Kaiserin der Franzosen, Gemahlin Napoleons.

Die Adresse des ganzen Gedichtes ist Napoleon, und was es mahnt, das ist der Frieden. Die höfliche Form ist, echt goethisch, ein harmloser Hymnus auf die Kaiserin, aber der politische Inhalt beschwört den Kaiser, endlich Frieden zu geben:

Der, wenn er schon vor unseren Augen schwindet,  
Den Frieden sichert, den er angekindet.

Das ist der Regenbogen, ein Sinnbild des Korsen!  
Was Tausende verwirren, löst der eine.

Vorüber trüb Jahrhunderte gesonnen,  
Er überfieht's in hellstem Geisteslicht,  
Das Kleinliche ist alles weggeronnen,  
Nur Meer und Erde haben hier Gewicht.  
Ist jenem erst das Ufer abgewonnen,  
Daß sich daran die stolze Woge bricht,  
So tritt durch weißen Schluß, durch Nachtgefechte,  
Das feste Band in seine Rechte.  
Und wenn dem Helden alles zwar gelungen,  
Den das Geschick zum Günstling auserwählt,  
Und ihm vor allen alles aufgedrungen,  
Was die Geschichte jemals aufgezählt;  
Ja, reichlicher, als Dichter je gesungen! —  
Ihm hat bis jetzt das Höchste noch gefehlt:  
Nun steht das Reich gesichert wie geründet,  
Nun fühlt er froh im Sohne sich gegründet.

Sie kläre, wenn die Welt im Düstern banget,  
Den Himmel auf zu ew'gen Sonnenschein!  
Uns sei durch sie dies letzte Glück beschieden —  
Der alles wollen kann, will auch den Frieden.

Goethe überschaut die politische Situation klar: jetzt, da Napoleon einen Sohn erhalten hat — es ist der spätere Herzog von Reichstadt — ist das Reich gegründet, jetzt ist es an der Zeit, Frieden zu machen. Die Kaiserin aber beschwört er, auf ihn dahin zu wirken. „Der alles wollen kann, will auch den Frieden“ — es liegt nur noch an der Frau, ihn zu beeinflussen.

Als Dichter hat sich Goethe dichterisch ausgesprochen, aber seine politischen Absichten sind durchsichtig genug. Er war ein „Fürstendiener“, gewiß — das Bild aus Bad Teplitz ist unvergänglich: Goethe steht devot vor dem Fürsten, während Beethoven, der Revolutionär, vorbeistürmt. Trotzdem war Goethe in einem höheren Sinne politischer Dichter — der Untergang des „Reiches“ ist nie politisch großartiger geschaut worden als im zweiten Teil des „Faust“! — er hat es nie vergessen, daß er Minister eines Staates war!

### Herzog Karl August läßt den Dichter nach Baden

Wir fragen uns, warum Goethe, der die Vorliebe für die Bäder mit den Fürsten teilte, nie nach Baden-Baden gekommen ist. Gelegenheit bot sich doch wahrlich genug: er war in Heidelberg, Mannheim, Schwetzingen, Karlsruhe, Emmendingen, Freiburg, Konstanz — also im ganzen badischen Land, und dazu noch in Strassburg, das nahe genug bei Baden-Baden lag.

Dabei ist nicht zu vergessen, daß Baden-Baden am Ausgang des 18. Jahrhunderts völlig in Vergessenheit geraten war. Es hieß „Baden bei Rastatt“, miewohl Rastatt eine Schöpfung Badens war, nicht umgekehrt. Erst mit den Tagen des Rastatter Kongresses 1799 erinnerte man sich wieder der verlassenen Quellen, und erst im Anfang des 19. Jahrhunderts — etwa mit dem Besuch der Königin Luise von Preußen 1804 — begann man wieder an eine Restauration des Bades zu denken.

Im Jahre 1815 weilte Herzog Karl August von Weimar in Baden-Baden. Wie das Jahr 1814, stand dieses im Zeichen der Liquidation des Napoleonismus und brachte dem Bad bemerkenswerte fürstliche Besuche.

Auch 1816 und 1817 weilte der Herzog hier. Er hatte Goethe von den heißen Quellen und von dem Badesleben berichtet und ihn dann hier erwartet. Der Verlagsbuchhändler Cotta, der damals oft und gerne hier war, hatte für Goethe bereits Wohnung im „Badischen Hof“ bestellt.

Goethe war ohne Frage fasziniert. Er schrieb darüber am 19. Juli 1816 an seinen Freund Zelter:

„Kaum hattest du mich verlassen, mein Theuerster, als der Versucher zu mir trat und zwar in mancherley Gestalt, und so gelang es ihm mich zu überreden, daß ich nach Baden-Baden am Rhein gehen müsse, wohin ich mich morgen über Würzburg und Heidelberg begeben, ohne einen Brief von dir gesehen zu haben.“

Schreibe mir, ob sonst ein Bekannter und sonstiger Badegast sich daselbst befindet und nochmals Adieu. G.

Am nächsten Tag ist Goethe bereits nach Baden-Baden unterwegs. Die ganze Reise hat etwas Hastiges, Ueber-

stürztes, Improvisiertes, was ganz gegen die Gewohnheit des Herrn Geheimrats war.

Spute dich, Kronos.

Die innere Erregung, die sich Goethes bemächtigt hat — wer weiß es warum? — spiegelt sich in dem Gedicht wider, das während der Fahrt entstand:

An Schwager Kronos.

Spute dich, Kronos!  
Fort dem rasselnden Trott!  
Bergab gleitet der Weg;  
Efl'es Schwindeln zögert  
Mir vor die Stirne dein Zaudern.  
Frisk, holpert es gleich,  
Ueber Stock und Steine den Trott  
Rasch ins Leben hinein!

Nun schon wieder  
Den eratmenden Schritt  
Mühsam Berg hinauf!  
Auf denn, nicht träge denn,  
Strebend und hoffend hinan!

Ab denn, rascher hinab!  
Sieh, die Sonne sinkt!  
Eh' sie sinkt, eh' mich Greifen  
Ergreift im Moore Nebeldunst,  
Entzahnte Kiefer schnattern  
Und das schlotternde Gebein;

Trunken vom letzten Strahl,  
Reiß mich, ein Feuermeer  
Mir im schäumenden Aug,  
Mich geblendeten Taumelnden  
In der Hölle nächtliches Tor.

Töne, Schwager, ins Horn,  
Raffe den schallenden Trab,  
Daß der Orkus vernehme: wir kommen,  
Daß gleich an der Türe  
Der Wirt uns freundlich empfangt.

Diese Hast, die sich im Wilde kosmisch vertieft als Lebensgier des Greises, der seine Kräfte zu entschwenden glaubt, diese Aufpeitschung der Zeit, sich selber zu überspringen, ist wie die Vorahnung eines Verhängnisses, das die Ankunft verhindern könnte.

Und dieses Verhängnis erfüllte sich. In der Eile brach ein Rad und der Wagen stiel um. Goethe war erschüttert. Am Ende war das eine Höllenfahrt. Er wurde abergläubisch und brach die Fahrt ab.

Am 22. Juli teilte er Zelter mit, daß am 20. Juli sein Reisewagen bei Münchholzen umgefallen sei. Sein Begleiter sei verletzt worden. Dadurch sei die „etwas ausgreifende“ Badereise verspätet und er müsse jetzt nach dem nahen Tennstedt gehen. „Ich sehne mich unsäglich ins Wasser und zwar diesmal ins Schwefelwasser: denn weder Gelenke noch Haut wollen mehr dem Willen gehorchen und spielen ihr eigenes, unbequemes Spiel.“

Das alles war natürlich nur eine Ausrede. Goethe war fatalistisch genug zu glauben, daß eine Fortsetzung der Reise für ihn unglücklich ausgehen mußte — und so suchte er dem Fatum zu entrinnen.

Baden-Baden ist aber auf diese Weise um den berühmten Besuch Goethes gekommen, was gewiß nicht nur dem „Badischen Hof“ heute noch leid tut!

Cotta und Zelter preisen Baden-Baden.

Zelter ging doch nach Baden-Baden. Er schrieb unterm 30. August 1816 folgenden Brief:

„Ich bleibe wenigstens bis zum 12. September hier und lasse mir dann die Briefe nachschicken. Die Bäder sind weniger bequem als in Wiesbaden und Töplitz, dafür sind aber die Spaziergänge über alle Beschreibung schön. Die Teufelstanzel habe ich gestern bestiegen und den Gründen und Bäumen Dein Heil gepredigt. Auch nach Lichtental bin ich gewesen und hoffe, noch Mehreres davon sagen zu können. Meine Wohnung ist in der Sonne Nr. 42, wo ich freundlich, ruhig und nicht weit vom Bade bin. Das Wetter ist, seit ich von Heidelberg weg bin, schön, doch abends herblich kühl. Einen kleinen Abstecher nach Straßburg zu machen, ist das nächste woran ich denke, doch werde ich nicht über zwey Nächte wegbleiben.“

Gott befohlen. Bis in den Tod Dein Z.“

Jung-Stilling, der in Baden-Baden weilte und sich freute, den Straßburger Freund nach so langer Zeit wiederzusehen, mußte schmerzlich Verzicht leisten. In einem Brief vom 5. September 1816 schreibt Zelter an Goethe:

„Das alte Schloß auf dem Berge hat mir gestern eine belehrende Stunde gegeben. Recht sonderbar mit, in, auf

und über dem festesten Granitberge gebaut, macht es sich von allen Seiten respektabel, und da die Höhe beinahe in der Wage liegt mit der ganzen Bergkette, so hat man eine Uebersicht zwischen zwanzig bis dreißig Stunden. Den alten Hofrat Jung (Stilling) habe ich besucht, er wohnt in dem neuen Schloß und es schien ihm innig wehe zu tun, Dich nach so vielen Jahren auf so sonderbare Art verfehlt zu haben. — Unter anderen Dingen, die ich hier formiere, habe ich das Lied aus Wilhelm Meister: Wer nie sein Brot mit Thränen aß, mit einer neuen Composition versehen, die Dir vielleicht lieber sein wird als die erste, welche Präntion hat.“

Johann Friedrich Cotta, der ein halbes Jahrhundert den Verlag J. G. Cotta geleitet hat und als Verleger der deutschen Klassiker weltberühmt wurde, hat ebenfalls vergeblich auf Goethe gewartet. Es ist wohl möglich, daß sonst zwischen beiden eine geschäftliche Verabredung getroffen worden wäre, die von geistesgeschichtlicher Tragweite hätte werden können.

Cotta hatte schon im Sommer 1810 mit Sulpiz Boisseree in Baden-Baden die Verhandlungen über das für die Geschichte der deutschen Baukunst berühmte Werk vom Kölner Dom eingeleitet. Wie man weiß, hat dieses Werk nicht nur Goethe, sondern die ganze Romantik in der Betrachtung der Gotik bestimmt, wie es in der Klassik nur Windelmanns Schriften über die Antike vermocht hatten.

Cotta trug zum Ruhm und Preis Baden-Badens auf seine Art als Verleger bei: er gründete im Jahre 1807 das „Morgenblatt für gebildete Stände“, das eine eigene Rubrik für Korrespondenzen aus den Bädern erhielt. Die Idee dazu hat er in Baden-Baden empfangen, das er auch immer reichlich bedachte.

Wilhelm Chezy, der die Berichte aus Baden-Baden schrieb, bemerkte in seinen Erinnerungen, daß der eigentliche Erfinder der Bädernachrichten — Cotta selbst gewesen sei.

Suleika lockt den Geliebten.

Noch einmal trat die Verlockung, nach Baden-Baden zu kommen, an Goethe heran: diesmal allerdings nicht von einem Teufel, sondern von einem Engel, von Marianne von Willemer, der Suleika des „Westfälischen Divan“.

Der Dichter widerstand. Er war nicht nur älter geworden für eine immerhin beschwerliche Reise, er hatte sich damit abgefunden, daß er nicht nach Baden gehen — so!!! Diese Art der Resignation einem vermeintlichen oder wirklichen Schicksal gegenüber treffen wir bei Goethe oft.

Am 19. Juli 1819 schrieb Marianne von Willemer aus Baden-Baden an Goethe:

„Die herrliche Gegend, die ich seit kurzem bewohne, die überaus reine Luft, das heilsame Bad, alles vereinigt sich, meiner Gesundheit, die in den letzten Jahren merklich gelitten, wieder aufzuhelfen; sollte denn die Nähe Straßburgs, jene bedeutende Aufforderung den Rhein und Main zu besuchen, verbunden mit obigen, Ihnen gewiß bekannten, vortrefflichen Eigenschaften Badens nicht den Vorzug vor Carlsbad verdienen, da man sogar jetzt aus dem hiesigen Wasser durch eine einfache chemische Vorrichtung das allervortrefflichste Carlsbader Wasser bereitet; wie glücklich würde ich sein, Sie hier zu wissen, selbst wenn ich nicht mehr anwesend sein sollte.“

Frau von Heigendorf (die berühmte weimarische Schauspielerin Karoline Jagemann. Anm.) hat im vorigen Sommer einige Wochen in dem Hause zugebracht, das ich bewohne; ich kann Ihnen sagen, wie nahe dem Himmel in jedem Sinne meine freundliche Wohnung ist; Huhud (der Biedehopf, der schon bei den persischen Dichtern der Liebesbote ist. Anm.) läuft in einem fort über den Weg; auch hohe Herrschaften genug wenn man will und hohe Berge und Täler und — doch Sie können ja nicht kommen. Ich würde mich sehr freuen, wenn ich noch einige Zeilen in Baden erhielte; freilich darf ich es kaum hoffen, denn ich habe es nicht verdient und dennoch könnte Ihnen meine Adresse bei Herrn Domainen-Verwalter Hugeneß fehlen, wenn sie nicht hier stünde.

Von ganzem Herzen grüßt Sie Marianne.“

Goethe beeilte sich, den verlockenden Brief zu beantworten. Der Brief vom 26. Juli ist an „Frau Geheimrätin von Willemer Gnaden“ adressiert nach „Baden im Badischen, franko, besonders empfohlen“. Darin lesen wir:

„Nein, allerliebste Marianne, ein Wort von mir sollst Du in Baden nicht vermissen, da Du Deine lieben Lippen wieder walten lässest und ein unerfreuliches Stillschweigen brechen magst. Soll ich wiederholen, daß ich Dich von der Gegenwart des Freundes unzertrennlich hielt und daß bei seinem treuen Anblick alles in mir rege ward was er uns so gern und edel gönnt. Ob Du gleich schweigst hatte ich allerlei zurecht gelegt, der Rückkehrende vermied und es blieb liegen.“

Wäre ich Huhud, ich liese Dir nicht über den Weg, sondern schnurstracks auf Dich zu. Nicht als Boten, um mein

selbst willen müßtest Du mich freundlich aufnehmen. Zum Schluß den frommen liebevollen Wunsch  
Gja, wären wir da! G."

Gätte der Dichter sich entschließen können, diesmal zu kommen, so wäre es ganz bestimmt eine — unpolitische Bader geworden.

Letzte Rückkehr.

Marianne von Willemer war mit ihrem Gatten Ende August und Anfang September 1829 noch einmal in Baden-Baden. Sie wohnte in dem romantisch verponnenen Gärtnerhause beim Neuen Schloß, das heute noch unversehrt über die Dächer der Stadt herabträumt.

Wie früher, galten ihre Briefe dem greisen Dichter in Weimar, dem sie ja den letzten großen Liebes- und Dichterfrühling geschenkt hatte, und dessen Abgang wieder auf sie zurückfiel.

Unterm 26. August 1829 schreibt sie Goethe aus Baden-Baden. Am 25. September ist sie bereits in Frankfurt a. M., von wo sie rückblickend über die Bäderstadt schreibt:

Den 28. August waren wir noch in Baden, und ich leider zu Bette, eine tüchtige Erkältung zwang mich, einen Arzt rufen zu lassen, in dem ich einen geistreichen Mann, und einen Ihrer größten Verehrer kennen lernte. Herr

Medizinalrat Pittschast ist, glaube ich, durch seine Schriften bekannt. Wir sprachen nur von Ihnen, und bei einer großen Leichtigkeit, im Gespräch sich auf Ihre Worte zu beziehen, beweist er, wie eifrig er sie sich zu eigen gemacht hat; er behauptete, Sie würden ein ebenso großer Arzt als Dichter geworden sein, wenn Sie anders gewollt hätten."

Dieser Arzt Dr. Johann August Pittschast war in Heidelberg und seit 1826 in Karlsruhe tätig gewesen. Von Karlsruhe kam er als Amtszphysikus und Baderarzt nach Baden-Baden. Später trat er hier auch Justinus Kerner nahe.

Man sieht: wo es und was es auch immer war: Goethe stand als beherrschender Genius über allem, was Marianne sprach und tat.

Auch Baden-Baden erfuhr aus ihrer Feder noch einmal einen Lobpreis. Unterm 9. November schrieb sie — ist es notwendig zu sagen an wen? — die ebenso schlichten wie emphatisch wirkenden Worte:

"Willemer, der sich Ihnen bestens empfehlen läßt, ist von seiner Unpäßlichkeit befreit und sieht sehr wohl aus. Sie glauben nicht, wie wohlthätig die acht in Baden verlebten Tage auf ihn gewirkt haben, es ist doch ein herrlicher Ort."

Emil Feiler / Vom vorgeschichtlichen Oppidum auf dem Neuenbürger Schloßberg \*)

Die von Professor Größ in Berlin neuerdings untersuchten Erdproben sind lehmige Sande, vermischt mit mehr oder weniger Breccien von klastischem Gestein: Grauwacken und Bruchstücken von Gneis, selten von dioritischer Felsart. Darunter befanden sich Blättchen kaolinisierter Tonerde und in einigen Fällen viele kleine, zum Teil schön ausgebildete Bergkristalle. Der Sand besteht aus kleinen, runden Quarzkörnern und eckigen Felspartikeln mit wenig Glimmer.

Die meisten der fünf räumlich getrennten Stellen entnommenen Proben enthielten Kohleteilchen, besonders eine Probe vom halben Hang des Berges. Sie rühren von Tannenholz her.

Im Sand einer Probe unweit davon machten sich verkohlte und noch unversehrte, in Lehm eingeschlossene Stärkekörner und Zellwandstücke aus dem Spelzengewebe des Emmerformweizens bemerkbar. Außerdem fanden sich Zellen und Gewebestücke des Leinsamens.

Spritzer auf Scherben wurden bei vorsichtiger Behandlung in Königswasser mit Kaliumchlorat aufgeheilt. Die Untersuchung ergab überraschende Ergebnisse: Sieben Stärkekörner mit Zonenbildung, die noch auf Jod reagierten und die unter einer mäßigen Erhitzung gestanden hatten. Ein seltener Fund, der in den übrigen Proben nicht angetroffen wurde, ist hier ein Gewebestück von verdickten Sklerenchyzellen aus der Fruchtschale der Haselnuß, mit Fett umhüllt, das aus den Samenblättern stammte. Ferner ein Pollenkorn, dessen Herkunft leider nicht bestimmt werden konnte.

Im Sand einer Probe von der Höhe des Berges wies der Erdpilz Cenococcum, geophilum, von welchem mehrere der fugeförmigen Fruchtkörper aufgefunden wurden, auf die Anwesenheit von Getreide hin. In der Tat konnten in dem Sand Neste davon entdeckt werden, die nur einer älteren Zeit angehören: Stärkekörner, zum Teil mit Zonenbildung und Korrosionen, und zahlreiche Zellwandstücke vom Emmerformweizen.

Die Zellen dieser Hüllblätter zeichneten sich durch eine so außerordentliche Wandstärke aus, wie sie Größ in keiner der bekannten Rassen des Emmerformweizens angetroffen hat.

Aus dem Inhalt eines Scherbens aus der südlichsten Grabung in meinem Garten ergab sich besonders Wichtiges. Dem Sand waren viele Teilchen Holzkohle untermischt, von Fichten- oder Tannenholz herrührend. Wie vorher, traten auch hier Getreidereste auf, und zwar von derselben Rasse, Stärkekörner und Spelzenzellwandstücke. Dazu kamen noch als bedeutamer Fund drei losgerissene Grannenstacheln.

Wie sich die Spelzenzellen durch ihre stark verdickten und im Längsschnitt stark geschlängelten Wandungen auszeichnen, so fallen auch diese Stacheln durch ihre wichtige Größe auf. Sie stellen die größten Gebilde dieser Art dar, mit ungefähr 800tausendstel Millimeter Länge. Die Bindungen im Längsschnitt der Spelzenzellen sind etwa dreimal so dick als in andern Rassen. Außerdem fanden sich zahlreiche Bruchstücke von Spelzenzellen und vereinzelte dextrinisierte Stärkekörner.

Wenn nun schon diese organischen Reste bedeutungsvoll sind, so ist dies in noch höherem Grade ein kleines braunes Fundstück, das in Tonerde eingeschlossen war: ein kleiner Brotrest.

Er besteht aus vielen, meist gezonten Stärkekörnern, die eine rötlich violette Jodfärbung ergaben. Sie waren zum

Teil aufgeplatzt, und dadurch sind die Amylosen zusammengeschmolzen. Dazwischen befanden sich häufig Hefezellen von 5- bis tausendstel Millimeter Größe, und in demselben Präparat ein kleines Gewirv von Pilzfäden.

Da Kohle- bzw. Ascheteilchen zugegen waren, kann es sich nur um einen Brotrest handeln, und danach haben die vorgeschichtlichen Menschen ihr einfaches Backverfahren ausgeführt: Das grobgeschrotene Getreide wurde zu einem fladenförmigen Teig verknetet, den man an der Luft ansäuern ließ. Die Fladen wurden dann auf einen offenen Herd oder auf festen Erdboden gelegt, den man vorher mit Holzkohlenfeuer heiß gemacht hatte.

Es ist anzunehmen, daß man, um die Wärme längere Zeit einwirken zu lassen, die Herdstätte überdeckte, etwa mit Weidenruten und Rasenstücken. In dieser Erdprobe hat der Erdpilz die Nährstoffe, besonders Stärke, vernichtet und dafür seine Fruchtkörner hinterlassen. Schließlich fanden sich noch Leinsamen und die Spitze einer Vogelfeder, welche nach den Fundumständen ebenfalls alt sind.

Ein auffallendes Fundstück im Ausmaß 5 : 5 : 1,5 cm stammte von der Stelle, wo die oben beschriebenen Spritzer auf Scherben vorkamen. Es ist eine hellbraune, torfäuliche Masse, blättrig oder zusammengeballt, zum Teil grobporig, bituminös und etwas mulmig. Größ hält es für einen Pressrückstand von Leinsamen. Die mikroskopische Untersuchung von Leinsamen erbrachte folgendes: viele verharzte Fetttropfen und größere Fladen, Zellen der Samenblätter, verdickte Gewebestücke der Testa und davon losgelöste Zellen nebst einem Abriß der streifigen Zelllage.

Der Sand von der Stelle enthielt viele kleine, stark forrodierte Splitter und Aschenteilchen von Tannenholz, ferner Harzblättchen und Stärkekörner, von welchen zehn aufgefunden wurden.

Aus dem Abgeschabten von Scherben der nämlichen Stelle wurden einige Stärkekörner, in lehmige Klümpchen eingeschlossen, ermittelt, ferner mazerierte Tannenholzsplitter, Reste vom Erdpilz und von einem Schimmelpilz, außerdem kleine Knochenplitter und der Ast einer Vogelfeder. Welcher Art diese tierischen Reste waren, ließ sich nicht erkennen.

In der Probe aus einer alten Kulturschicht von der Bergeshöhe wurden zwei Fischgräten entdeckt. Die eine ist etwa 25 mm lang, sehr dünn und biegsam, mit abzweigendem Gabelast. Die andere ist ein abgeflachter Stammesteil mit seitlich zweizeilig angeordneten, dünnen und stachelspitzigen Nisten. Sie stammen wohl aus dem Rückenmuskel und der Schwanzflosse einer Forelle, denn andere Fischarten kommen bei Neuenbürg in der Gnz wohl kaum in Betracht.

Das wäre also der Ueberrest von einer Fischmahlzeit aus grauer Vorzeit.

In der nämlichen Kulturschicht fiel eine scherbensführende Aschenstelle auf. Sie enthielt zahlreiche Splitter von Holzkohle, meist von Tannenholz, aber auch von einem Laubholz herrührend, das anscheinend die Buche war. Hier befanden sich 32 ganze Körner von Emmerformweizen nebst vielen Bruchstücken davon, außerdem eine Mehrenspelze, Bruchstücke von Spelzenzellen und Stärkekörner.

Ein Beweisstück, daß hier das grobgeschrotene Getreide auf ungedecktem, heißem Herd zu Fladenbrot verbacken

\*) Bgl. Pyramide Nr. 11/1934.

wurde, bildet hier ebenfalls ein kleiner, gerösteter Brotrest, welcher von kohlehaltigem Lehm umhüllt und dadurch gegen Pilzfermente geschützt war. Infolge des Röstens waren die Stärkekörner stark dextrinisiert, mit Jod sich rötlich-violett färbend, aufgequollen oder zerplatzt.

In der Asche ließen sich noch weitere Ueberreste von Nahrungsmitteln feststellen: eine kleine, gabelartige Fischgräte, wie vorher, und viele kleine Knochensplitter. Diese schienen sehr zermürbt, bräunlich bis schwärzlich, indem die Porenkanäle mit brenzlichen Zerlegungsprodukten angefüllt waren. In einigen der Haverischen Kanäle befanden sich kleine dunkle, scheibenförmige Körperchen, die Größ für verkohlte Blutreste hält.

Man kann annehmen, daß hier Fleischstücke und vielleicht auch Fische über einem Kohlenfeuer am Spieß geröstet wurden. In dem nährstoffhaltigen Boden konnten sich Pilze entwickeln. Reste davon waren der Cerealienbegleiter *Cenococcum geophilum* und der *Merulius lavrimans*.

In einem vierten Platz am halben Berghang wiederholte sich diese letzte Bodenprobe: Emmerkornreste, ein Bruchstück der Samenschale, Zellwandstücke von Spelzengellen, geröstete Stärkekörner, einige völlig verkohlte ganze Weizenkörner und auch noch ein kleiner Brotrest. Hierzu kämen noch Spuren von Leinsamen und Reste der Ackerbohne, von welcher Stücke der Samenschale nebst stärkehaltigem Gewebe gefunden wurden.

## Wenne Fath-Kaiser / Die Gänderode stirbt / Die Tragödie einer Liebenden

II. (Schluß)

Vorbei. Aufgegeben. Mehr war verloren als ein Glück; ein Leben hatte den Urteilspruch empfangen.

Warum, wenn die Freunde wahrhaft an ihr Talent als an eine Lebensaufgabe und Erfüllung glaubten, ging Savigny in seinen Briefen so leicht hin über ihr dichterisches Schaffen hinweg? Warum schickte ihr Visette Nees, die kluge, treue Freundin, nach dem Erscheinen ihres „Tian“ eine wohlgebündelte Menge Ratschläge und Mahnungen zur weiteren Ausbildung ihres poetischen Vermögens, die wohl sehr gut gemeint waren, aber auch eine gewisse Verurteilung ihres bisher Geschaffenen in sich schlossen. Warum durfte Clemens Brentano hinter ihrem Rücken ihr dichterisches Werk mit heißer Fronie überschütten? So waren die ersten Zweifel in ihr aufgestiegen; dumpfe Angst klopfte an ihr Bewußtsein. Sie suchte sich mit heißem Bemühen weiterzubilden, zu lernen, ihr Können zu vervollkommen. Und gewiß, es gewährte heiligste Lust, immer tiefer in die unendliche Welt des Geistes einzudringen, doch endliche Befriedigung und Sättigung fand sie nicht auf diesem Wege. Je herrlicher sich die erhabene Welt der Ideen vor ihr öffnete, desto höher wuchsen auch die Ansprüche, die sie an wahre Kunst stellen mußte, desto arbeitsamer und nichtiger versank ihr eigenes kleines Können. Das Wesen der Frau aber verlangt Begrenzungen, Ueberlebensbarkeit, Erfüllbarkeit, nahe, erreichbare Fruchtbarkeit. Immer unabweisbarer wuchs die Erkenntnis, daß Clemens Brentano mit seiner bitteren Kritik nur die reine Wahrheit sagte: Sie konnte die hohen Ideen der Zeit, die jedes offene Herz erfüllten, mit klangvollen, gut gewählten Worten ausdrücken; sie besaß die Gabe des Verses, um darin auf gefällige, angenehme Weise die vielfältigen Spiegelungen ihres reichen Gemütes aufzufangen; es war ihr ein poetisches Zurückstrahlen des Gegebenen möglich, doch kein schöpferisches Neuschaffen. Der Mann zeugt, die Frau gebiert. Die Gänderode mußte lernen, daß dies auch im Bezirk des Geistes gilt. Ihr Talent konnte ihr Führung, Verklärung des Lebens bringen, doch nie Erfüllung. Erfüllung blühte nur aus vollem Weibtum.

Aus unbewußtem, doch heftigem Drängen nach solcher Vollendung des Seins waren ihre mannigfachen Schwärmereien und Beziehungen des Herzens entstanden. Sie waren unerfüllt geblieben im höchsten und letzten Sinn, den sie suchte. Was wollte die launisch aufflammende und erlöschende Leidenschaft des Brentano, die gelegentliche zärtliche Verliebtheit Savignys, die Kurmacherei Sedendorfs und Signacs bedeuten? Sie verbanden die Verehrung für die Dichterin mit der leichtentzündlichen, verantwortungslosen Liebesbereitschaft der Romantiker, verwechselten im Stile ihrer Zeit nach Laune und Gutdünken Freundschaft und Liebe, aber zu Gefährtinnen ihres Lebens wählten sie einfache, unmissige Weiber.

Um Gott, um Gott! Wo nur lag ihre Möglichkeit zu wahren Leben? War ihre Künstlerschaft nicht Gnade, sondern Verhängnis? Ihre Natur, so reich, so weit, doch nicht imstande, das eine oder andere ganz zu sein? Nicht Künstlerin, nicht Frau? O fürchterliche Angst, sich eines Tages wohl gar sagen zu müssen: Ich war berufen, doch nicht auserwählt.

War es nicht zutiefst diese Angst gewesen, die sie in Creuzers Arme getrieben, die sie hieß, sich an ihn klammern in verzweifelter Liebe? Die Tage des Sichtenlernens stiegen vor Karolinenes Erinnern empor. Sie befand sich mit dem Ehepaar Daub, bei dem sie zu Besuch weilte, auf der Altane des Heidelberger Schlosses. Die Ergriffenheit von der wunderbaren Schönheit der Landschaft verband sich mit der Neugierde auf den erwarteten Freund der Familie Daub, dessen äußere Häßlichkeit und Unscheinbarkeit, wie man ihr vorbereitend erzählt hatte, vielfach durch den Reiz seines Geistes aufgewogen wurde, zu einem erwartungsvollen Wallen des Gefühls. Sie fühlte sich auf seltsame Weise erregt, geneigt, aus der kommenden Begegnung an so bedeutungsvollem, schicksalumschauertem Ort auch für ihre eigene Zukunft ein Orakel herauszulesen. Die Schüchternheit, in sich selbst zerfallene rief alle Kräfte ihrer Natur zusammen. Sie wollte Eindruck auf den gelehrten Mann

machen; Art und Stärke dieses Eindruckes sollten ihr weitweisend in die Zukunft deuten.

Creuzer betonte später oft, wie sehr schon ihr erster Anblick ihn zu ihrem Gefangenen gemacht; nicht den Gelehrten, den Literaturfreund, sondern den Mann. Seit Jahren lebte er in friedlicher Ehe mit der um dreizehn Jahre älteren Frau, der er sich tief verpflichtet, doch nicht im Letzten verbunden fühlte. Er war ein pflichtgetreuer Gatte, bester Vater seiner schon erwachsenen Stiefkinder, im übrigen ganz seinem wissenschaftlichen Wert hingegeben. Nun auf einmal glühte er auf, wußte wieder, daß er noch jung war, daß das Leben noch anderes zu bieten hatte als sanften Abendfrieden und die kühlen Freuden der Gelehrsamkeit. Mit ungezügelter Glut und Kraft, die freilich rasch unter dem Druck der unüberwindlichen äußeren Widerstände erlahmten, warb er um Karolinenes Gegenliebe. Ihr sanftes Ihmgutsein entzündete sich bald an seiner Leidenschaft. Noch dachte sie nicht an Ehe, an bürgerliche Alltagsgemeinschaft, sie wollte nur lieben, beglücken, ihr unerschöpfliches Gefühl verströmen; aber aus dem Feuer der Liebe sprühen die Funken der Wünsche, Liebe will Vereinigung und letzte Gemeinschaft. Immer wieder schmiedeten die Liebenden neue Pläne, immer wieder saßen sie Hoffnung auf eine Lösung, die allen gerecht würde, und immer wieder zerbrach die Hoffnung, zerfielen die Pläne. Der Wille zum Glück wurde zaghaft und müde. Nun lag der Freund zermürbt und überwunden auf seinem Leidenslager. Nein, keine Bitterkeit! Es tat weh, daß sie, die sich so unlösllich mit seinem tiefsten Wesen verbunden geglaubt, nun zu den Dingen gehörte, die vor der Ewigkeit abgetan werden. Aber Karoline versuchte als letzte Liebestat, sich in sein Empfinden hineinzuversetzen, in jenes völlige Abwenden vom Irdischen, in jene letzte Einsamkeit. Konnte nicht auch sie, die Gefühlsreiche, jene größte, furchtbarste Verlassenheit, jene Ferne und Dede des Gefühls, in die auch der Ruf des Liebsten nicht mehr dringt? Vergraben in ihr schmerzvolles Erinnern achtete Karoline lange des heranbrausenden Wetters nicht. Schwer und schwarz hingen die Wolken in den Buchten der Berge, grell zuckten die Blitze, Windstöße segelten gierig durchs Gehölz, daß die Erden sich bogen, das Wasser des Stromes aufsprangte und Karoline, jäh aufgeschreckt, zusammenstauderte. Sie fühlte wieder den Dolch in ihrer Hand, eisiges Frieren lief von der kleinen Waffe bis in ihr Herz, die Angst der Kreatur vor der Vernichtung. Aber sie preßte die Rippen fest aufeinander, ihre dunklen Brauen zogen sich über den sanften Augen zu finsternen Bogen zusammen. Nicht nur aus den Trümmern des Glücks nährte sich die Flamme der Verzweiflung, schürend warf sie hinein die Erkenntnis von der hoffnungslosen Brüchigkeit ihres Wesens und härtete ihren Willen an der düsteren Glut.

Zu Ende die Liebe! Was nun? Sie war 26 Jahre alt. Warten auf neues Glück, neue Enttäuschung? Entsagung der Weiberfüllung, bußfertige Rückkehr zur Kunst als einziger Lebensherrin? Und hier: krampfhaftes Ringen um eine Vollendung, die ihrer Kraft versagt war. Höchstes Wollen und schwächliches Vollbringen. Wo das Wollen allzuweit über das Können hinausragt, entsteht Lächerlichkeit oder Tragik. Ist Lächerlichkeit für ein stolzes Herz nicht die entsetzlichste Tragik, vor der sie in den Tod flüchten muß als in die rettende Heimat? Karoline verzog in schmerzhaftem Lächeln die Lippen. Die Freunde sagten: „Die Gänderode ist gut, aber gar schwach.“ Ja, ja, sie verstand nicht zu leben, würde es nie verstehen. Sie hatte sich immer einen frühen Tod gewünscht, hatte sich gewünscht, die engen Schranken der Körperlichkeit zu durchbrechen, um hemmungslos in die Unendlichkeiten des Geistes eintauchen zu können. Nun mußte sie denn zu sterben wissen.

Durch die sturmgepeitschte Nacht klang angstvolles Rufen: „Karoline, Lina, Lina!“ Nun hatte man zu Hause die Freundin vermisst, die erbrochenen Briefe gefunden. Man ahnte das Schlimmste, rannte suchend durch das blitzerfekte Dunkel. Im Erlengebüsch verrückelte in leisem Wimmern ein armes, junges Leben.

Schriftleiter: Karl Joho. — Druck und Verlag des „Karlsruher Tagblatt“